

Richard Hausmann.

Rede gehalten am Stiftungstage der Gelehrten Estnischen
Gesellschaft den 18. Januar 1922

zu seinem Gedächtnis

von

Otto Freymuth.



Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1923.



Д. И. Ильян.

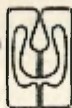
Richard Hausmann.

Rede gehalten am Stiftungstage der Gelehrten Estnischen
Gesellschaft den 18. Januar 1922

zu seinem Gedächtnis

von

Otto Freymuth.



Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1923.

Richard Hausmann.

Rede gehalten am Stiftungstage der Gelehrten Estnischen Gesellschaft
den 18. Januar 1922 zu seinem Gedächtnis

von

Otto Freymuth.

„Kein lautes, geräuschvolles Wort mehr von mir — so ist
meines Meisters Wille.“

Unwillkürlich kommen einem diese Worte des indischen Dichters ins Gedächtnis, denkt man an die letzten Jahre und den Tod Prof. Dr. Richard Hausmanns. Nach langen Jahren schweren Siechtums, der Sehnsucht nach des Leibes Erlösung, aber auch Jahren strengen Gerichts und strenger Selbstkritik an seinem Leben und Wirken, schloss Hausmann am 19. XII. 1918 still und friedlich die müden Augen zur ewigen Ruhe, in einem Augenblick äusserlich der grössten Unruhe und Aufregung, wohl in einem der schwersten Momente, den unsre Stadt erlebt, als hier alles zitternd und zagend dem Einrücken der Maximalisten entgegenharrte. Er, ein Leuchte der Wissenschaft, einer der markantesten Vertreter unsrer alten Universität, er starb in einem Augenblick, wo es hier überhaupt keine Universität gab, wo jegliches Interesse für die Wissenschaft und ihre Vertreter tot war, verdrängt durch die Not des Augenblicks, die bange Furcht fürs eigene Leben. Und ihm, dem unter normalen Verhältnissen wohl eine andre, seiner Bedeutung geziemende Leichenfeier zu teil geworden wäre, ihm erwies nun die Ehre des Geleites zur letzten Ruhestätte eine verschwindend geringe Anzahl Personen, von denen man teilweise sagen musste, dass sie im Leben zu ihm nicht einmal in irgend welchen näheren Beziehungen gestanden hatten. Abgeschnitten von der Aussenwelt, wie Dorpat es damals war, konnte die Nachricht von seinem Tode auch in der baltischen Heimat erst spät bekannt werden.

Und wieweit das Ausland von ihr Notiz genommen hat, bleibt zweifelhaft, hat doch die Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte, der Hausmann als korrespondierendes Mitglied angehörte, ihm noch im vergangenen Sommer ihre Publikationen zugeschickt. Hier in unsrer Gesellschaft, der Hausmann seit 1871 als ordentliches, seit 1896 als Ehrenmitglied angehörte, einer ihrer treuesten Arbeiter, ist seiner nur kurz als eines der Verstorbenen der Unterbrechungszeit Erwähnung geschehn. Wenn wir daher heute es versuchen, uns, wenn auch nur in kurzen Umrissen, ein Bild seines Lebens zu machen, und von fachmännischer Seite seine Wirksamkeit als Archäologe gewürdigt werden soll, so kommen wir damit einer Ehrenpflicht nach, einer Pflicht, die uns die Pietät und Dankbarkeit dem Verstorbenen gegenüber auferlegt.

Richard Hausmann stammte aus einer Dorpater Handwerkerfamilie. Sein Grossvater Johann Heinrich Hausmann, aus dem Göttingenschen gebürtig, wanderte in den siebziger Jahren des 18. Jh. in Livland ein. 1784 wurde er Dorpater Bürger, liess sich als Schneidermeister nieder und erwarb sich später ein eigenes Haus in der Budenstrasse. Als sein achttes Kind wurde ihm ein Sohn, August Franz (1798), geboren, der Vater unseres Richard.

Gleich seinem Vater ergriff Aug. Franz ein Handwerk, er wurde Goldschmied. Nach Beendigung der Lehrzeit in Dorpat arbeitete er vorschriftsmässig in drei fremden Städten, Riga, Mitau und Petersburg, kehrte dann in die Heimat zurück und liess sich in Werro als selbständiger Meister nieder. 1831 heiratete er Amalie Kordes, die Tochter des Baumeisters Kordes, der die deutsche und russische Kirche in Werro erbaut hatte. Am 28. XI. 1842 a. St. wurde als sechster Sohn dieser Ehe Richard Gustav Gotthard Hausmann geboren. Ihm folgten noch zwei Söhne, die aber bald starben, so dass Hausmann als der jüngste heranwuchs. Der Vater erwarb sich bald ein eigenes Häuschen, das heute noch existiert. Wie so häufig bei Goldschmieden wurden seine Augen schwach, so dass ihm die feinen Arbeiten in seinem Handwerk Mühe machten. Er übernahm daher die Conditorei, die sich in seinem Hause befand. Auf die Entwicklung des Sohnes scheint er von keiner wesent-

lichen Bedeutung gewesen zu sein. Er liebte die Geselligkeit und überliess Haus, Wirtschaft und Kinder ganz den Händen der Frau. Ihre Persönlichkeit ist auf den Knaben von nachhaltigstem Eindruck gewesen. —

Sie war eine tief religiös veranlagte Frau, mit ausgesprochenen pädagogischen Talenten, beides Eigenschaften, denen wir beim Sohne in so charakteristisch ausgeprägter Form begegnen. Bei dem ungenügenden Zustand der Schulen im damaligen Werro hat sie sich als beliebte Lehrerin von ihrem 14. Lebensjahre an mit Privatunterricht betätigt und auch nach ihrer Verheiratung sich diesen Wirkungskreis zu erhalten gewusst. Daneben war sie in feinen Handarbeiten ausserordentlich geschickt, z. B. Haarflechtereie, die sie auch noch als Frau ab und zu machte, wobei Hausmann ihr dann die Haare abzählen musste, eine Arbeit, „die“, wie er sagt, „sehr mühselig, und daher sehr langweilig war.“ Eine tüchtige Hausfrau stand sie dem Hauswesen in ruhiger, bestimmter Weise vor. Nach dem Tode des Mannes hat sie noch lange Jahre die Conditorei fortgeführt. Leicht mag es ihr nicht geworden sein, die Mittel waren nicht reichlich, die Kinderzahl gross, nur eine Magd. Da musste die Mutter tüchtig schaffen, auch die Söhne mit Hand anlegen, da sie keine Tochter hatte. In der Erziehung ihrer sechs Jungen nie ungeduldig, wirkte sie mehr mit Ermahnungen als mit Verboten.

Hausmann war ein schwaches, kränkliches Kind. Den ersten Unterricht genoss er bei der Mutter, dann in einem Privatkreise und kam darauf in die Volksschule. Doch war sein Schulbesuch ein sehr unregelmässiger, da er wegen häufiger Krankheit viel versäumen, zeitweilig sogar ziemlich andauernd das Zimmer hüten musste, von der Mutter immer aufs aufopferndste gepflegt. Nach Beendigung der Volksschule trat er in die Kreisschule ein, da die Eltern nicht die Mittel hatten ihn in die seinerzeit so berühmte „Krümmersche Anstalt“ zu geben. Nach vier Jahren war die Schule absolviert, und in Werro gab es nichts mehr für ihn zu lernen. Doch seine Neigung zum Bücherlesen und sein grosser Trieb zur geistigen Arbeit zeigten sich sehr früh, und so beschlossen die Eltern ihn nach Reval ins Gouvernementsgymnasium zu schicken. Ein Bruder der

Mutter, Ferdinand Kordes, der in Reval ansässig war, nahm ihn aufs liebevollste als Hausgenossen auf, und hier hat Hausmann bis zu seinem Abiturium schöne Jahre verlebt. Das Haus Kordes hat er als sein zweites Elternhaus bezeichnet, und die Beziehungen blieben bis zu seinem Ende die allerwärmsten. Als Student und noch als junger Professor hat er immer wieder, auch mit der Mutter zusammen, die Ferien in Reval verbracht, von der Familie Kordes als der „lange Vetter“ freudig begrüßt.

Hausmann war ein stilles, schüchternes Kind, was teilweise wohl auf seine Kränklichkeit zurückzuführen ist. An seine Kameraden schloss er sich schwer an, hatte keinen Verkehr mit Altersgenossen, in dieser Hinsicht von der Mutter, wenn auch in der besten Absicht, aber wohl kaum zu seinem Vorteil, zurückgehalten. Altklug, frühreif, bewegte er sich mehr unter den Erwachsenen. Sehr empfand er es, dass sie keine Schwester hatten, denn auf diese Weise lernte er den unbefangenen Verkehr mit dem andern Geschlecht nicht kennen. Die vier und einhalb Jahre seines Aufenthalts in Reval waren auch nicht geeignet diese Anlagen seines Charakters zu korrigieren. Im Gymnasium wurde er von seinen Kameraden nie gehänselt, da er ihnen geistig überlegen war und sie Respekt vor ihm hatten. Er erinnert sich auch nicht, je sich geprügelt zu haben. Dem ging er aus dem Wege, hat aber auch nie gelernt sich seiner Haut gründlich zu wehren; und ebenso konnte er Neckereien nicht vertragen. Sein Onkel, als Baumeister sehr beschäftigt, war wenig zu Hause, hatte nicht viel Zeit für den Neffen, so dass Hausmann die leitende Hand des überlegenen männlichen Beraters sehr vermisste. Auch sonst hatte er wenig Verkehr, kam wenig aus sich heraus; meistens sass er hinter den Büchern oder erteilte in der freien Zeit Unterricht, teils um sich den Unterhalt zu erwerben, teils um sich neue Bücher zu kaufen. Alle diese Umstände haben einen entschieden ungünstigen Einfluss auf seine Charakterentwicklung ausgeübt, haben die weniger männlichen Eigenschaften, das schwankend-vorsichtige, das ängstliche und unsichere zu sehr entwickelt; Eigenschaften, gegen die er Zeit seines Lebens gekämpft hat, derer er nie Herr geworden ist.

Hausmann war gerade nach Reval gegangen (1857), als sein Vater starb und er mit noch nicht fünfzehn Jahren Halb-

weise wurde. Um so inniger schloss er sich an seine Mutter an. Mit rührender, treuer Sohnesliebe hat er an ihr gehangen, dankbar für alle Opfer, die sie gebracht, um ihm seine Schul- und Studienzeit zu erleichtern, wie überhaupt Dankbarkeit einen Grundzug seines Charakters bildete. Später, als Hausmann in Dorpat Professor wurde, nahm er die Mutter ganz zu sich, und bis zu ihrem Tode (1883) lebten sie in schönster Harmonie zusammen. Wie sehr er an ihr hing und ihr Andenken auch nach dem Tode ehrte, mag durch folgenden kleinen Zug charakterisiert werden: 1908 bedauert er es bitter aus Gesundheitsrücksichten nicht zu seinem damals in Werro lebenden Bruder Max haben fahren zu können zur gemeinsamen Feier ihres 100. Geburtstages. Damals war die Mutter bereits fünfundzwanzig Jahre tot.

In Reval waren es zwei Männer, die eine bedeutsame Rolle in Hausmanns Leben gespielt haben, seine beiden Lehrer, Pastor August Huhn und der Historiker Gotthard Hansen. Von Natur in religiöser Hinsicht empfänglich veranlagt, hat er aus dem Religionsunterrichte Huhns die bleibendsten Eindrücke fürs spätere Leben mitgenommen. Mit angespanntester Aufmerksamkeit nimmt er an den Stunden teil, rühmt sie als „wunderschön“ — „ach, wenn ich dir sagen könnte, wie schön es war, wie selten eine Stunde“ schreibt er einmal an die Mutter. Und vom Konfirmationsunterricht bei Huhn meinte er, man könne sein ganzes Leben davon zehren. Huhn war auch Lehrer des Hebräischen, das Hausmann auch mitnehmen sollte. Aber schon nach einigen wenigen Stunden äusserte er seine Unlust dazu: die Präparation sei zu mühselig und zeitraubend. Ausserdem werde er doch nicht Pastor werden, „ich werde doch immer Lehrer werden müssen.“ „Geographie und Geschichte sind meine Lieblingsfächer und werden es wohl auch bleiben.“ Und dass dem so war, ist im wesentlichen doch wohl Hansens Verdienst. Mochte auch das interessante mittelalterliche Stadtbild Revals auf den Jungen Eindruck gemacht, ihn zum Nachsinnen über die Vergangenheit der Heimat angeregt haben, so hat doch Hansen durch seinen hinreissenden Unterricht in ihm, wie auch in Höhlbaum und Dehio, das Interesse für Geschichte geweckt und entwickelt und damit den Grund zu seiner späteren Laufbahn gelegt.

Das Gymnasium absolvierte Hausmann als *primus omnium* und liess sich darauf 1862 I in Dorpat immatrikulieren, aber nicht, wie zu erwarten, als Historiker, sondern als — Chemiker. Seine Brüder hatten das Technologische Institut in Petersburg absolviert, und nur dank ihrer finanziellen Unterstützung war ihm das Studium möglich. Und ihrem Zureden — sie hielten Chemie für lukrativer — gab er nach und liess sich als Chemiker inskribieren. Hörte auch ganz eifrig Collegia, arbeitete auch ganz fleissig mit, aber ohne jeglichen Erfolg. Es fehlte eben jede Neigung zum Fache, und dass es ohne doch nicht geht, musste er nur zu bald einsehn. So ging er 1862 II zum Studium der Geschichte über.

Hausmann wollte zunächst nur Lehrer werden, an eine Professur dachte er gar nicht. Ein diesbezügliches Ansinnen seines Bruders Carl weist er als eine merkwürdige Forderung zurück. Er für seine Person wäre vollkommen zufrieden, wenn er einst eine Oberlehrerstelle bekäme; das sei sein Ziel, und damit sei er befriedigt.

Der Zustand unserer Universität war damals wohl kaum als glänzend zu bezeichnen. Wenn auch seit dem Regierungsantritt Alexanders II. wieder ein liberalerer Geist eingezogen war und man sich von der Macht der Finsternis unter Nikolai I. erholte, so krankte die Universität doch an dem zu geringen Etat: es waren nicht ausreichend Mittel zur Anstellung genügend zahlreicher Lehrkräfte vorhanden. Erst nach der Bestätigung des neuen Statuts im Jahre 1865, das der Universität bedeutendere Mittel zur Verfügung stellte, kam es zu einem Aufschwung. Aber als Hausmann immatrikuliert wurde, fristete die Universität, wenn auch kein unrühmliches, so doch ein durchaus bescheidenes Dasein. Eine ganze Reihe von Fächern waren nicht genügend besetzt; z. B. gab es nur ein Katheder für allgemeine Geschichte. Es wurde von Rathlef bekleidet, der entschieden nicht zu den bedeutenden Vertretern seiner Disziplin gezählt werden kann. Er hat auch Hausmann nicht viel geben können. Wohl aber war es ein anderer, der von mehr oder weniger ausschlaggebender Bedeutung für Hausmann wurde, den er selbst wiederholt als seinen Lehrer bezeichnet hat — Karl Schirren, einer der markantesten Charakterköpfe, den unsre

Universität aufzuweisen hat. Seine geniale Persönlichkeit machte auf alle, die ihm näher traten, einen gewaltigen Eindruck, und dem hat auch Hausmann sich nicht entziehen können. Schirren hatte mit der Geographie und Statistik begonnen und erst später seine ganze Arbeitskraft der baltischen Geschichte zugewandt, und es ist wohl nicht zuletzt seinem Einfluss zuzuschreiben, wenn Hausmann sich auch ganz der Erforschung der Geschichte seines Heimatlandes widmete. In der Grundauffassung wie auch in der Darstellungsweise der livländischen Geschichte lässt so manches den Einfluss seines Lehrers vermuten. Auch in einer andern Hinsicht war Schirren nicht ohne Bedeutung für den Werdegang Hausmanns. Schirren war der erste an der Dorpater Universität, der die historischen Hilfswissenschaften berücksichtigte und in den Kreis seiner Vorlesungen einbezog; hier bei ihm lernte Hausmann den Wert einer gründlichen methodologischen Vorbildung kennen. Damit war für Hausmann ein Fundament gelegt, auf dem er weiterbauen konnte. 1868 absolvierte er mit Kandidatengrade, blieb aber noch ein Semester länger, um den aus Deutschland berufenen Maurenbrecher zu hören, der auf ihn aber freilich keinen besonders tiefen Eindruck gemacht zu haben scheint.

Als Student gehörte Hausmann der Korporation Estonia an. Sehr bald aufgenommen hat er anfangs ziemlich flott mitgelebt, am Burschenleben rege teilgenommen, vielleicht auch aus dem Gefühl heraus, gewisse Seiten seines Charakters im Verkehr mit den Landsleuten korrigieren zu können, was ihm aber freilich nicht gelungen. Er stand sich mit seinen Studiengenossen gut, zu einer wärmeren Freundschaft kam es aber nur mit Arthur Ploschkus. Freilich eine Freundschaft, die — so überaus charakteristisch für das zurückhaltende, schwerfällige im Wesen Hausmanns — sich schon in weit früheren Jahren angebahnt hatte: beide haben in Reval zusammen die Schule durchgemacht und sind zusammen bei Huhn konfirmiert worden. Die Beziehungen, die so allmählich die herzlichsten und engsten wurden, blieben es bis zum leider so frühen Tode Ploschkus'. In Philisternen, ausserhalb der Korporation, verkehrte Hausmann wenig, blieb innerlich etwas einsam. Der Korporation ist er bis in die spätesten Jahre in treuer Anhänglichkeit zugetan gewesen.

1868 ging Hausmann nach Göttingen, um seine Studien bei Waitz fortzusetzen. Auf eine Empfehlung Winkelmanns wurde er sofort ins Seminar aufgenommen und stürzte sich mit Feuereifer in die Arbeit. Hatte ihm Schirren die allgemeine Richtung gewiesen, so erhielt er hier unter Waitz' Leitung sein wissenschaftliches Gesamtgepräge. Die Züge, die seine spätere wissenschaftliche Arbeit als Historiker charakterisieren, hat er sich in der Göttinger Schule angeeignet: einmal die Vorliebe für quellen-geschichtliche und quellenkritische Untersuchungen, für Probleme der Verfassungs- und Rechtsgeschichte und dann ein starkes Betonen der historischen Hilfswissenschaften. Hier lernte er eine bis dahin unerhörte Sorgfalt in der methodologischen Durchbildung kennen; auf eine gründliche Quellenkritik wurde das grösste Gewicht gelegt und ebenso energisch Studien in der Paläographie, Diplomatik, Chronologie usw. betrieben. Das bewog Hausmann dann noch auf ein Semester nach Wien zu Sickel zu gehen, speziell um seine Kenntnisse in der Paläographie zu erweitern. Drei Semester blieb er in Göttingen und nahm als Resultat seiner Arbeit seine Magisterdissertation „Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands“ mit, eine Arbeit, die auch heute, nach einem halben Jahrhundert, kaum etwas von ihrem Werte eingebüsst hat.

Hier in Göttingen, wo er das erste Mal auf längere Zeit von der Heimat entfernt war, zeigte es sich, wie sehr er an ihr hing; wie er für jedes auch noch so geringfügige Ereignis sich interessierte, wie es ihn bewegte, wie er mit dem Vaterlande mitlebte. Ein paar Verse, die Hausmann einmal auf einem losen Blättchen notierte, das sich in seinem Nachlass fand, mögen hier angeführt sein:

„Der Heimatliebe heilig starkes Band,
Als Kindesliebe hat es angefangen;
Wer seinem Vater innig angehangen,
Der hängt auch treu an seinem Vaterland.“

In die Göttinger Verhältnisse konnte er sich nur schwer einleben, sie waren ihm zu eng und kleinlich. Nur langsam bahnten sich nähere Bekanntschaften mit den Studiengenossen an. Auch mit Waitz entwickelten sich nur langsam engere persönliche Beziehungen, die aber dann dauernde wurden. Hier in

Göttingen zeigte sich aber noch eine andere Eigenschaft, die ihm noch in späteren Jahren viel zu schaffen machte: eine gewisse Neigung zur Hypochondrie und damit im Zusammenhang eine bisweilen etwas übertriebene, falsche Bescheidenheit, eine gewisse Selbstunterschätzung. Am Erfolg seiner Arbeit zweifelt er immer wieder, bis er Waitz' ausserordentlich günstiges Urteil hörte. Und als er promoviert hatte und seine Tätigkeit als akademischer Lehrer beginnen sollte, wird er von stärksten Zweifeln angefochten, ob er den an ihn gestellten Anforderungen auch werde genügen können. — Seine Gesundheit liess ihn in Göttingen auch im Stich; er zog sich ein Magenleiden zu und musste, bevor er nach Wien weiter konnte, auf mehrere Wochen nach Meran zur Kur.

Nach Absolvierung seiner paläographischen Studien bei Sickel in Wien kehrte Hausmann 1870 auf einen Wink Schwabes nach Dorpat zurück, promovierte im Januar 1871 zum Magister und habilitierte sich als Privatdozent. Und damit begann seine akademische Laufbahn, die ihn in kurzer Zeit von Stufe zu Stufe, von einem Erfolge zum andern führte. Sehr bald wurde er Dozent, erhielt das grosse Heimbürgersche Reisestipendium, ging u. a. wieder nach Göttingen, wo er noch bei Waitz Studien trieb und an der Feier des 25-jährigen Amtsjubiläums seines Lehrers teilnehmen konnte. 1874 wurde er noch im Auslande weilend zum ausserordentlichen Professor gewählt, und 1880 erhielt er nach Verteidigung seiner Doktordissertation „Studien zur Geschichte König Stephans von Polen“ das Ordinariat. Seit 1871 gehörte er dem Dozentenabend an, eines seiner ersten und eifrigsten Mitglieder. Mehrere Jahre hindurch bekleidete er stellvertretend den Posten des Prorektors, war auch Dekan und durch lange Jahre Direktor der Universitäts-Bibliothek. Unterbrochen wurde seine akademische Tätigkeit hin und wieder durch Reisen zu Schulinspektionen, zu denen er vom Lehrbezirk abkommandiert wurde. Hatte er stets das wärmste Interesse fürs Schulwesen gezeigt, so wuchs es ihm so immer mehr ans Herz. Die Ferien wurden immer wieder zu Studienreisen ins Ausland ausgenutzt und reiche Ausbeute aus Archiven und späterhin auch Museen heimgeholt.

Neben seiner reichen wissenschaftlichen und akademischen Tätigkeit fand Hausmann auch noch Zeit seine Kräfte in den

Dienst des Allgemeinwohles zu stellen, als Stadtverordneter und als Feuerwehrmann. Den älteren Gliedern des Ordnerkorps schwebt noch eben die hünenhafte Gestalt in der roten Mütze bei den Bränden vor. — Ebenso nahm er am geselligen Leben lebhaften Anteil; besonders war er an den Veranstaltungen in der akademischen Musse aufs aktivste beteiligt. Es war der glanzvollste Abschnitt in Hausmanns Leben.

Hausmann ist die intensivste und andauerndste Tätigkeit an unsrer Universität beschieden gewesen, und es ist schwer zu entscheiden, ob seiner rein wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der baltischen Geschichte und Archäologie oder seiner Tätigkeit als Lehrer, als Erzieher einer Generation baltischer Historiker und Geschichtslehrer mehr Bedeutung beizumessen ist. Gewiss, es ist das Gebiet der baltischen Geschichte auch schon vor ihm bearbeitet, auch so manches ganz erfreuliche geleistet worden. Aber leider nur allzu häufig trug es den Stempel des halbwissenschaftlichen, dilettantenhaften an sich, indem den betreffenden Forschern die weiteren Gesichtspunkte und besonders die systematische Schulung nur zu sehr gemangelt. Dann kam Schirren. Geistesgewaltig, genial hat er hervorragendes geleistet. Aber, abgesehen von der kurzen Dauer seiner Tätigkeit an unsrer Hochschule, in seiner sarkastischen, schroffen Art ging er zu sehr seine eigenen Wege, war er zu ungeduldig, um wirkliche Erzieherarbeit zu leisten. Und hier gerade setzt Hausmanns Lebenswerk ein.

Er hat wie keiner vor ihm und keiner nach ihm es verstanden Schule zu machen. Er war aber durch seine natürliche Veranlagung wie auch durch seine wissenschaftliche Schulung direkt prädestiniert zum Lehrer. Nicht dass er eine glänzende, bestechende Persönlichkeit war, von sehr einnehmendem Wesen — nein, vielmehr zurückhaltend, etwas rauh, kantig. Hiess er doch unter den Studenten „der grosse Lehrkörper“ und wurde von einem Zötus „Herrmeister“ genannt. Aber wer ihm näher treten konnte, erkannte nur zu bald, wieviel Herz und Gemüt, welch weicher Kern sich unter dieser rauhen Schale verbarg. Und die überaus zahlreichen, warmen Glückwünsche seiner früheren Schüler zu seinem 60. und besonders 70. Geburtstage legen ein beredtes Zeugnis ab, welchen Eindruck der gerade

schlichte Charakter des Lehrers gemacht hatte, wie nach langen Jahren auch das rein menschliche Interesse beiderseits unverändert war und wie er in seiner ernsten, treuen Pflichterfüllung und strengen Gewissenhaftigkeit seinen Schülern vorbildlich gewesen ist. Immer bereit andrer Arbeit, wo sie es verdiente, auch die höchste Anerkennung zu zollen, war er doch nicht verschwenderisch mit seinem Lob, liess jeden der jungen Studenten bei seinen ersten Versuchen in der wissenschaftlichen Arbeit frei gewähren und behielt doch dabei stets die Fäden in seiner festen Hand, immer bemüht sie in seiner ruhigen, geduldigen Art zu selbständigem Denken und Forschen anzuleiten.

Zwei Worte von ihm mögen seine Bestrebungen als Lehrer charakterisieren. Einmal: „Meine Schule, meine Ehre“; und dann, was er von einem seiner letzten Zöten besonders sagte: „Sie werden die Wissenschaft hoch halten und ihr Vaterland lieben“. Hervorgegangen aus der Waitz'schen Schule, selbst Vertreter strengster Wissenschaftlichkeit, suchte er diese seine Geistesrichtung auch seinen Schülern zu vermitteln. Im Laufe seiner langjährigen Tätigkeit als akademischer Lehrer hat er mit den praktischen Übungen in den eigentlichen historischen Fächern nicht ausgesetzt, aber ebenso unausgesetzt die historischen Hilfsdisziplinen gelesen und in ihnen Praktika gehalten, bestrebt seinen Schülern eine möglichst allseitige, gründliche methodologische Vorbildung angedeihen zu lassen. Seine Arbeit ist aber auch von reichstem Erfolge gekrönt gewesen, haben es doch gar nicht so wenige unter seinen Schülern zu Namen und Ansehen gebracht und bekleiden, auch im Auslande, die ehrenvollsten Posten. — Und dann das andre: „Sie werden ihre Heimat lieben.“ Selbst ein treuer Sohn der baltischen Erde hat er es verstanden diese Liebe zur Heimat und besonders auch zur Heimatgeschichte in so manchem seiner Schüler zu wecken und zu entwickeln. Wieviel haben wir ihm in dieser Hinsicht zu danken; wieviel ganz bedeutendes ist doch gerade von seinen Schülern zur baltischen Geschichtsforschung beigetragen worden. Um hier einige Namen zu nennen: Ar. Buchholtz, Dragendorff, Guleke, Sitzka, Gernet, J. Girgensohn, Rohrbach, Mettig, Hollander, Stavenhagen, Seraphim, Bienemann jun., Busch, Feuerisen, Arbusow jun. u. a. m. Und auch so mancher, der nicht

direkt zu seinen Schülern gehört hat, ist von ihm in bedeutsamer Weise beeinflusst worden. Sagt doch Bruiningk im Vorwort zu seinen „Livländischen Güterurkunden“, dass er sich bei Hausmann sein wissenschaftliches Rüstzeug geholt habe. Dazu kommt, dass Hausmann in eminentester Weise mit der Gabe des Wortes ausgestattet war, mit seinem fesselnden, warmen Vortrag immer seine Zuhörer mitzureissen wusste. So war es nur zu erklärlich, dass sein Kolleg über livländische Geschichte nicht nur von Fachstudenten, sondern auch von Lernenden andrer Fakultäten besucht wurde; ja sie waren mitunter sogar weit zahlreicher vertreten als die eigentlichen Historiker. Wieviel Segen mag in dieser Hinsicht von ihm ausgegangen sein!

Die Feder hat Hausmann nicht in dem Masse beherrscht wie das Wort. Mit immer wiederholtem Verbessern, Feilen und Umarbeiten, im Streben nach möglichster Klarheit des Ausdrucks konnte er sich nicht genug tun, so dass seinem Stil bisweilen etwas schwerfälliges anhaftet. Dazu kam jener Zug einer fast übertrieben zu nennenden Gewissenhaftigkeit und Bedenklichkeit, die ihm oft etwas, fast möchte man sagen, Zaghafte gab und sich dem raschen Vorwärtsschreiten seiner Arbeiten hemmend entgegenstellte. Er wollte seiner Sache gewiss sein, keinen Schritt ins Ungewisse tun; und diese Vorsicht liess es auch nicht zu, dass Hausmann an Arbeiten herantrat, bevor er sich sagen durfte, schlechthin alles ihm erreichbare Material beisammen zu haben. So kommt es, dass er uns kein grösseres Werk hinterlassen hat. Abgesehen von seinen beiden Dissertationen und der zusammen mit Konstantin Höhlbaum herausgegebenen Chronik Johann Renners haben wir seiner Feder eine ganze Reihe wertvoller Einzeluntersuchungen aus zum Teil weit von einander abliegenden Gebieten zu verdanken. Ich erinnere an die „Monstranz des Hans Ryssenberch“ und den „Silberschatz der Nikolai-Kirche in Reval“, an die „Studien zur Geschichte der Stadt Bernau“, den „Peterhof in Nowgorod.“ Er hat uns so manchen Beitrag in der Allgemeinen Deutschen Biographie und der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche geschenkt, alles kritisch aufs feinste abgewogene Arbeiten. Er hat in einer Reihe bedeutsamer Archivstudien auf wertvolle Materialien zur livländischen Geschichte

aufmerksam gemacht, z. T. ganz neues Material erschlossen — in dieser Hinsicht muss seine Arbeit besonders betont werden, ist sie von grundlegendster Bedeutung. Aber sein grösstes Werk ist er uns schuldig geblieben. Ich meine nicht die Geschichte Livlands, an die der Nekrolog in der Dorpater Zeitung dachte. Gewiss, es ist richtig, kein anderer wäre in dem Masse berufen gewesen sie zu schreiben wie er; kein anderer beherrschte den Stoff in dem Masse wie er. Aber bei den strengen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, ist es kaum anzunehmen, dass er sich jemals zu dieser Arbeit entschlossen hätte. Nein, ich meine hier seine grosszügig angelegte, verfassungsgeschichtliche Untersuchung über die Beziehungen von Livland zu Kaiser und Reich. Zwei Bruchstücke aus dem gewaltigen Material zu dieser Arbeit hat Hausmann in der Baltischen Monatsschrift veröffentlicht im Jahre 1901 „Ein Zweikampf vor Reval im Jahre 1418“ und dann das zweite im Jahre 1907 „Über das Verhältnis des livländischen Ordens zum Römisch-deutschen Reiche im 16. Jahrhundert.“ Es ist ein gerichtliches Gutachten, das er im Jahre 1889 in Sachen des Revaler Gotteskastenprozesses abgeben musste und auf das hier näher eingegangen sein soll. Es ist interessant als seltenes Beispiel, wie 300 Jahre alte Fragen, die eigentlich nur theoretisch-wissenschaftliches Interesse beanspruchen, doch noch in unsern Tagen von praktischer Bedeutung sein können. Es handelte sich um folgendes.

Als im Jahre 1878 die neue Städteordnung eingeführt werden sollte, nach der wohl das Armen- und Gefängniswesen, nicht aber das Kirchenwesen vor die Stadtverordnetenversammlung kompetierte, musste eine Teilung des Vermögens des Gotteskastens in Reval, der für beides zu sorgen hatte, vorgenommen werden. Rat und Gilden nahmen sie auch vor: 2 Güter wurden den Kirchen, 3 der Stadt zugewiesen und dementsprechend das Barvermögen des Gotteskastens geteilt. Die neue Stadtverordnetenversammlung bestätigte die Teilung; aber die Gouvernementsverwaltung annullierte sie und sprach das ganze Vermögen der Stadt zu. Die Sache ging an den Senat, zog sich durch Jahre hin, ohne dass eine definitive Entscheidung herbeigeführt werden konnte, bis sich im Jahre 1888 die Kirchen durch ihren Vertreter Eugen v. Nottbeck mit einer Eigentumsklage gegen die Stadt Reval an das Oberlandsgericht

wandten, um endlich ihr Eigentumsrecht an einem Teile des Gotteskastens anerkannt zu sehen. Da trat dem Prozess ganz unerwartet ein neuer Kläger bei: die Revaler katholische St. Peter-Pauls-Kirche. Vor etwa hundert Jahren gegründet, die erste (und einzige) seit Einführung der Reformation in Reval bestehende katholische Kirche, beanspruchte sie das ganze Vermögen des Gotteskastens ausschliesslich nur für sich allein. Ihre Ansprüche suchte sie damit zu motivieren, dass Reval im 16. Jh. nicht zum Deutschen Reich gehört habe und somit die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 für Reval keine Gültigkeit hätten. Bestimmungen, die festsetzen, dass die geistlichen Güter, die damals eingezogen waren und für Kirchen, Schulen und andre milde Dinge verwandt wurden, diesen fortan ungestört bleiben sollten. Um nachzuweisen, dass der Augsburger Religionsfriede auch für Reval Gültigkeit habe, stellten die Kirchen beim Revaler Oberlandgericht den Antrag, die Dorpater Professoren Oswaldt Schmidt und Richard Hausmann als Sachverständige über gewisse Beweissätze (*articuli probatoriales*) eidlich vernehmen zu lassen. Nottbeck arbeitete die *articuli probatoriales* aus, und die katolische Gegenpartei fügte ihnen noch eine ganze Reihe Einzelfragen (*Interrogatorien*) hinzu. Die Ausarbeitung der Antworten überliess Schmidt ganz seinem Kollegen Hausmann, stimmte ihm aber in seinen Auseinandersetzungen in allen Punkten bei. Dass die Beantwortung der *articuli* und besonders der viel zahlreicheren und komplizierteren *interrogatoria* im Laufe weniger Wochen erledigt werden konnte, wie der Gang des Prozesses es wünschenswert machte, war nur möglich, weil Hausmann sich, wie er selbst sagt, auf umfassende Vorarbeiten über das Verhältnis von Livland zu Kaiser und Reich stützen konnte. Für diese Frage hatte er damals bereits seit Jahren Materialien gesammelt. Die Archive von Wien, München, Dresden, Schwerin und besonders das Archiv des Reichskammergerichts zu Wetzlar hatten reiche Ausbeute gegeben.

Diese Arbeit ist Hausmann uns schuldig geblieben. 1899 konnte er sagen, dass die Arbeit über Livland und das Reich bald fertig sei. Dann aber traten doch wieder Bedenken ein, er suchte sich weiteres Material zu beschaffen, und mit dem Material wuchs die Arbeit, wuchsen die Einzelfragen. 1901 gab

er den Zweikampf vor Reval heraus, der ihn viel Arbeit kostete, und 1907 entschloss er sich sein Gutachten in der ursprünglichen Form herauszugeben, musste aber sagen, dass ihm jetzt eine viel eingehendere Begründung der einzelnen Antworten möglich wäre. Und von welcher Sachkenntnis zeugt schon dieses Gutachten! Bis in sein spätes Alter suchte er die Arbeit an diesem seinem Lebenswerk zu fördern, die leider nur zu häufig Unterbrechungen durch Bearbeitung andrer, besonders archäologischer Fragen erlitt. Sie lastete schwer auf ihm; immer schwerer, je mehr er seine Kräfte schwinden fühlte. Und als dem Altersmüden schliesslich die Hand erlahmte, waren reichlich zwei Drittel druckreif fertig und zum Rest umfassende Vorarbeiten vorhanden. So ist sie liegen geblieben. Hoffen wir, dass einer seiner Rigaer Schüler die Arbeit im Sinne des Verstorbenen zu Ende führt oder, dass es wenigstens gelingt die Mittel zur Drucklegung des schon fertigen Teiles flüssig zu machen, damit Hausmanns Lebenswerk der Wissenschaft nutzbar werde.

Doch Hausmann sammelte auf seinen Reisen nicht nur Material für die ihn interessierende Frage. Unablässig nahm er mit, wessen er habhaft werden konnte, sofern es für die Geschichte Livlands von Bedeutung war. So manches von seinem Material ist anderweitig verwertet worden — ich erinnere hier nur an Bruiningks „Livländische Güterurkunden“. Aber sehr viel Material liegt noch ungehoben in seinem reichen handschriftlichen Nachlass.

So glänzend sich seine Laufbahn an der Universität anfänglich gestaltete, so sollten ihm am Ende seiner Dienstzeit schwere Schläge nicht erspart bleiben, die ihre tiefen Schatten auf sein Alter warfen.

Es ist richtig, Hausmann war konservativ. Aber er war es, man möchte sagen, im idealsten Sinne des Wortes. Er war von jener starken, historischen Denkungsart, die das Erbe der Väter erworben, um es wirklich zu besitzen — „Der Väter Rechte sind der Söhne Pflichten“ notiert er einmal in seinem Taschenbuch — voll Verständnis und Liebe für alle angestammte, in der Heimat wurzelständige Eigenart, voll Pietät und Treue gegenüber dem historisch Gewordenen, bestrebt, es zu pflegen und soweit möglich zu erhalten, aber auch, wenn nötig, zu ent-

wickeln; dem gesunden Fortschritt stand er nie hindernd im Wege. Wie musste es ihn da schmerzen, wenn mit der Russifizierung hier etwas völlig neues, ausserhalb jedes historischen Zusammenhanges stehendes, eingepflanzt werden sollte, mit der Absicht dem historisch Gewordenen in jeder Hinsicht ein Ende zu bereiten. Wie hat er gelitten, als er es erleben musste, dass ein blühendes Schulwesen, das ihm so liebe und teure Schulwesen, in wenigen Jahren zu Grunde gerichtet und verwüstet wurde, ohne dass auch nur ein Schimmer von etwas gleichwertigem an die Stelle gesetzt werden konnte. Und was musste er durchmachen, als die Axt der Krone unseres Schulwesens, unsrer Universität, an die Wurzel gelegt wurde. Dabei blieben ihm persönliche Unannehmlichkeiten nicht erspart.

Im Oktober 1892 war Budilovič aus Warschau Rektor geworden, der nach einem strengen Programm vorging. Die russische Geschäftssprache wurde eingeführt, sogar die Fakultäten mussten offiziell ein russisches Protokoll führen. Der Aktus zum Stiftungstage war zum ersten Male rein russisch. Hausmann hielt sich fern. Und dann erfolgte kurz vor Weihnachten die Anfrage, ob die Inländer fähig wären zum August 1893 zur russischen Unterrichtssprache überzugehen. Das gab grosse Aufregung, schwere Diskussionen. Hausmann suchte darum nach bis zum Ende seiner Dienstzeit (Jan. 1896) deutsch lesen zu dürfen, in Anbetracht seiner doch nur kurzen Frist und seiner erschütterten Gesundheit. Er erhielt die Antwort mit 1895 russisch lesen zu sollen. Dieser Termin wurde dann später verlängert, so dass er seine Dienstzeit doch noch hat deutsch absolvieren können. Dann wurde er bis zum 1. September als Professor prolongiert. Budilovič stellte den Antrag zum Schluss russisch zu lesen, dann könne er eine höhere Pension nach dem allgemeinen russischen Universitätsstatut bekommen. Hausmann lehnte ab. Im Oktober wurde er als „посторонний преподаватель“ mit 1000 Rbl. Remuneration bis zum 1. Juli 1898 bestätigt. Nach einigem Schwanken nahm Hausmann es an, nur um seine Lehrtätigkeit fortsetzen zu können. Aber wie schwer wurde es ihm an die zweite Stelle zu rücken, wo er bisher immer an erster gestanden.

Freilich brachte ihm das Jahr 1896 so manche Ehrung

und ist trotz allem Schweren als der Kulminationspunkt seiner Wirksamkeit zu bezeichnen: durch den Archäologischen Kongress in Riga. Seit Löschkes Abgang hatte Hausmann sich in intensivster Weise der Archäologie zugewandt. Um die von Grewingk und Löschke angefangene Arbeit nicht untergehen zu lassen, griff er hier ein und widmete seine Arbeitskraft in besonderem Masse dem Studium der Vorzeit. U. a. hat er als erster an unserer Hochschule Kolleg über prähistorische Archäologie gelesen. Bei den Vorarbeiten zum Kongress war er in den Mittelpunkt der Arbeit getreten, hatte aufs eifrigste an der Organisation der Ausstellung teilgenommen, und unter äusserster Anspannung seiner Arbeitskraft die Einleitung zur Abteilung Archäologie des Kataloges der Ausstellung verfasst. Auf dem Kongress war er die zentrale Persönlichkeit und blieb es auch auf den folgenden, an denen er teilnehmen konnte. Die Arbeit trug ihm von allen Seiten höchste Anerkennung ein, auch die Ernennung zum Ehrenmitglied mehrerer altertumforschender Gesellschaften. Hausmann gehörte, um es hier anzuführen, an: als Ehrenmitglied 1) dem Muinaismuistoyhdistys, 2) der Suomalais-Ugrilainen Seura in Helsingfors, 3) der Estländischen Literarischen Gesellschaft in Reval, 4) der Pernauer Altertumforschenden Gesellschaft, 5) der Felliner Literarischen Gesellschaft, 6) der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat, 7) dem Verein zur Kunde Oesels in Arensburg, 8) der Rigaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, 9) der Lettisch-Literarischen Gesellschaft, 10) der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, 11) der Kaiserlich Moskauer Archäologischen Gesellschaft, 12) der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, 13) der Altertumsgesellschaft „Prussia“ in Königsberg, und als korrespondierendes Mitglied 14) der Berliner Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte und endlich 15) dem Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institut in Rom. Zu seinem siebzigsten Geburtstage ernannte ihn auch der Dozentenabend zu seinem Ehrenmitglied.

So war Hausmann „посторонній преподаватель“ geworden und hatte 2 Semester gelesen, als es plötzlich anders kommen sollte. Ende Juni 1897, Hausmann befand sich zur Kur in Hapsal, las er seine Ernennung zum Professor in Odessa,

gerechnet vom 1. Juni d. J., und bald darauf erhielt er durch die Universitätskanzlei die kurze ministerielle Ordre. Da von keiner Seite Aufklärung erfolgte, fuhr er nach Petersburg ins Ministerium. Die Ernennung habe er nur dem Minister zu verdanken; er solle 10 Monate in Odessa im Dienst bleiben, um nach dem russischen Statut mit höherer Pension emeritiert zu werden. Alles Sträuben, alle Einwände, ungenügende Kenntnisse im Russischen, vorgeschützte Krankheit halfen nichts. Dem energischen Zureden der Petersburger Kreise gab Hausmann nach, Anfang Oktober ging er nach Odessa. Hier wurde ihm sofort zugestanden, dass er das Recht auf Emeritur schon seit sieben Monaten besitze, und das entsprechende Gesuch in Gang gebracht. Vorlesungen hat Hausmann in Odessa keine gehalten, nur an den Sitzungen und einmal am Examen teilgenommen. Dem Rektor war eine Sinekure offenbar nicht sympathisch, und so war Hausmann, obgleich sich seine neuen Kollegen sehr freundlich zu ihm stellten, in einer schiefen Lage, was ihn sehr drückte. Dazu kam, dass er das Klima nicht vertrug; sein Nervenleiden machte rasche Fortschritte. Endlich im Mai 1898 war die Pensionsfrage geregelt, Hausmann emeritiert und entlassen, er konnte Odessa definitiv verlassen und in die Heimat zurückkehren.

Aber alle die Aufregungen und besonders der Aufenthalt in Odessa hatten seine ohnehin nie starke Gesundheit erschüttert. Er musste, wie es mit der Neurasthenie immer schlimmer wurde, auf mehrere Monate zur Kur in die Schwarzsche Privatklinik nach Riga. Halbwegs wiederhergestellt kehrte er zurück, doch rieten ihm die Ärzte, um in jeder Hinsicht eine sorgfältigere Pflege geniessen zu können, eine gebildete Dame ins Haus zu nehmen. So entschloss er sich die Führung seines Hauswesens Fräulein Lisbeth Meyer zu übergeben. Sie ist ihm eine treue Gefährtin geworden, er hat sie später geheiratet. In aufopfernder Weise hat sie, besonders in den letzten schwersten Jahren für ihn gesorgt und, was durchaus hervorgehoben zu werden verdient, ihn immer wieder zur wissenschaftlichen Arbeit ermuntert, wenn er in Anwandlungen von Pessimismus verzagen wollte.

So war Hausmann emeritiert. Er war dazu verurteilt, noch im besten Mannesalter stehend, auf den Ruinen des alten

Dorpat untätig dem Verfall der Universität zuzusehen. Er, der begeisterte akademische Lehrer, konnte sich nicht mehr an ihr betätigen. „Ich vermisste die gewohnte pädagogische Tätigkeit. Hier giebt es nichts zu unterrichten, ich kann niemand mehr etwas lehren. Das bedauere ich sehr. Vom Lande aus der Wunsch, ich solle wieder docieren, aber es lässt sich nicht einrichten, und ich meine durch Forschung mehr zu nützen; ich will und kann mich nicht zersplittern, mehr als 4—5 Stunden täglich kann ich nicht arbeiten. Wie früh bin ich alt geworden, wie sehr schwer ist das“.

An den Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum der Universität beteiligt er sich nicht; ihm war nicht danach zu Mute, er hatte keinen „animus jubilandi“. Und dann kam das Jahr 1905. Hausmann, dem bei seinem schwerblütigen Temperament die Ereignisse ausserordentlich nah gingen, litt unsagbar darunter. Er hing mit jeder Faser seines Seins an der Universität; ihre Ehre war seine Ehre. Und jetzt musste er es erleben, dass Obstruktionen vorkamen, die Arbeit unterbrochen wurde, dass die geweihten Räume des Tempels der Wahrheit zum Tummelplatz politischer Leidenschaften, zur Arena der lärmenden Schodken aufrührerischen Gesindels wurden. Eine gewisse Genugtuung mochte es ihm gewähren, dass er, als die Universität geschlossen war, doch weiter lesen konnte, wenn auch damals vor einem weniger zahlreichen Auditorium. Er hatte nämlich den Bitten von den verschiedensten Seiten nachgegeben, und private Kurse über livländische Geschichte und historische Hilfsfächer eingerichtet, die sich eines grossen Beifalls und Anklanges erfreuten und die er mehrere Jahre hindurch mit Erfolg fortsetzen konnte. —

Dann muss noch eines Ereignisses Erwähnung geschehn, das schwer an ihm genagt hat und das er nie hat verwinden können: des Konflikts in unsrer Gesellschaft. Hausmann, der Mann der Wissenschaft und des Friedens war stets für friedliche, gemeinsame Heimatarbeit eingetreten. Unnütze Streitigkeiten, zumal auf der Basis, wie sie hier vorlagen,¹ waren ihm zuwider. Er hatte die Interessen der Gesellschaft damals durch 41 lange Jahre zu fördern gesucht, die Sammlungen waren durch ihn in Ordnung gebracht worden, ihnen hatte er ein gutes Stück seiner

Arbeitszeit und Kraft geopfert; und das sollte nun durch eine unnütze Spaltung innerhalb der Gesellschaft gefährdet werden! Der Konflikt und der dadurch hervorgerufene Niedergang unsrer Gesellschaft haben schwer auf ihm gelastet.

Und damit kommen wir zum letzten, düsteren Kapitel in Hausmanns Leben. „Ich segle nun nicht mehr in meinem verwitterten Boote von Port zu Port . . . Nun sehn ich mich hinzusterben ins Unsterbliche.“

Die Freunde aus der Zeit der akademischen Tätigkeit, sie gingen einer nach dem andern dahin, Hausmann überlebte sie alle. Seine Brüder, mit denen er die wärmsten Beziehungen aufrecht erhalten hatte, sie waren alle vor ihm dahingeschieden. Und mit der jungen Generation, seinen Neffen, war er sich fremd geworden; sie waren durch den andauernden Aufenthalt im Innern des Reiches der Heimat entfremdet, was ihn, den treuen Balten und Lutheraner, sehr schmerzte. Einsam und müde war er nachgeblieben. Dazu hatten die Aufregungen der letzten Jahre, an denen er durch seine unglückliche, etwas passive Charakteranlage besonders schwer trug, seine ohnehin erschütterte Gesundheit völlig untergraben. Die Neurasthenie, sein seit jeher bekämpftes Übel, trat in empfindlichster Weise auf. Und dann zeigten sich 1913 die ersten Störungen im Gehirn, traten die ersten Anzeichen der Gehirnsklerose auf. Zwar wurde es vorübergehend besser, aber leider nur zu bald nahm die Krankheit ernstere Formen an: im Dezember 1914 trat ein schwerer Anfall von Gehirntrombose ein, der ihn völlig darniederwarf. Was für ihn wohl das Schlimmste war, schlimmer als für einen Beethoven der Verlust des Gehöres, — er verlor sein Gedächtnis. In geistiger Zusammengebrochenheit hat dieser rege Geist sein Leben beschliessen müssen. Hausmann hat, wie selten ein Mensch, die Eitelkeit und Vergänglichkeit des Irdischen um sich und an sich, an seinem eigenen Leibe erfahren müssen. Und wenn er dann in den letzten Jahren des Siechtums seinen ganzen handschriftlichen Nachlass, seine Briefe, überhaupt alles, was an ihn erinnern könnte, vernichtet wissen wollte, alles für wertlos und nichtig ansah, so ist es wohl nur daher verständlich, dass jetzt unter dem Eindruck der Vergänglichkeit die düsteren Seiten seines Charakters, die immer bekämpfte Hypo-

chondrie, die Selbstunterschätzung, die Oberhand gewannen und er in zu strenger Selbstkritik auch seine ganze Lebensarbeit für wertlos hielt. Zu strenger — denn wessen Lebenswerk haften nicht die Unvollkommenheiten des Menschlichen an! Nur eines war ihm geblieben — sein Gottesglaube. Die Saat die Huhn einst gesät, sie trug jetzt reiche Ernte. Wenn auch nach manchen Anfechtungen und Kämpfen, Hausmann war seines Gottes gewiss. Er harnte des Herrn und wusste sich auch in den schwersten Stunden in „seines Meisters Willen“ zu schicken, bis er ihn endlich hinsterben liess ins Unsterbliche.

Und dann die bittere Ironie des Schicksals: Hausmann wird zu Grabe getragen, wie über Dorpats Dächern die roten Fahnen wehen. Die roten Fahnen — das Symbol der Verneinung alles dessen, was er angestrebt und wofür er eingetreten, das sich zusammenfassen lässt in die Worte des indischen Dichters:

„Wo der Geist ohne Furcht ist, das Haupt man hoch trägt,
 Wo Erkenntnis frei ist,
 Wo die Worte aus Tiefen der Wahrheit kommen,
 Wo unermüdet das Streben den Arm zur Vollkommenheit
 ausstreckt,
 Wo der klare Strom der Vernunft seinen Weg nicht verliert
 im trockenen Sand der Gewohnheit,
 Wo der Geist zu immer sich weitendem Denken und Handeln
 geführt wird, —
 Zu diesem Himmel der Freiheit lass, Vater, mein Land Du
 erwachen!“